

Der letzte Grossvater. Teil 10

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

10

«Nochmals», bat das Kind. Doch Weidmann sagte: «Geh jetzt nur heim, 's isch zwölfi. Da kommt auch deine Mutter bald nach Hause.» Und als der Kleine gehorsam seinen Diener machte und dann durch die Gasse davonstockelte, das Garibaldi-Liedchen trällernd, da murmelte der Grossvater ganz leise: «Du arms Chind. G'hörscht nienet hi.» Aber er war in diesem Augenblick viel trauriger über sich selber als über die heitere Heimatlosigkeit des Polenkinds.

Die neue Mieterin

Seit fünf Wochen schon wohnte das «Fräulein Lisbeth Lobeck» bei Weidmanns. Der Grossvater hatte diesen Namen, nach dem ihn einmal ein deutscher Herr gefragt hatte, längst vergessen. Im Steinernen Winkel wusste niemand ausser Otto, dass das «Fräulein» eine Frau war und einen Grafentitel führte; dass sie als ein mittelloser Flüchtling angetrieben worden war; und dass sogar die Miete von dreissig Franken nicht aus ihrem reizenden saffianroten Portemonnaiechen bezahlt wurde, sondern aus dem kargen Lohn des jungen Weidmann. Romantisch erschien sie vorerst also nur dem Otto.

Nach jener Nacht auf Rüeeggs Kanapee musste Lisbeth fast einen ganzen Tag auf einer Bank am See verbringen. Am Morgen konnte sich Otto nach zwei vergeblichen Versuchen bei seinem Werkstatt-Kollegen Wolfer fünf Franken borgen, um mit der Ausgehungerten um zwölf Uhr mittags im Alten Sternen ein solides Mahl einzunehmen. Man sah sie nun zum ersten Male in der Deutlichkeit des Tages. Auch ohne die Magie des Mondes erhielt sich dem Gesicht der Gräfin die zauberhafte Strahlung. Nur fand Otto nicht mehr die Züge seiner Mutter, weder um die Lippen, die im Rot der aufgelegten Farbe keinen Vergleich an irgendeinen früheren Menschenstil mehr duldeten noch in den braunen Augen, die bei aller Zärtlichkeit des Blicks beim Reden eine rasche Klugheit blitzten, die man zur Zeit Mutter Maries in Frauen-

augen noch nicht kannte. Aber im Gärtchen des Alten Sternen, wo man sich am kleinsten Rundtisch nahe gegenüber sass, machten diese Augen nur wenig Gebrauch von ihrer Wachheit und beäugten mit kritischen Rucken höchstens die jeweils neu ankommenden Gäste; sonst aber sahen sie unverwandt auf Ottos Gesicht und dankten dem Retter.

Die fremden Schweizerlaute, die hier aus kräftig geführten Dialogen an Lisbeths norddeutsches Ohr brandeten, bestätigten der Flüchtigen, dass sie nun wirklich eine Grenze überschritten habe, die nicht nur auf der Karte als roter Strich erkennbar war, sondern als Ton und Wesen zwei Länder schied. Sie durfte aufatmen. Und in jedem der einfachen Männer, die hier die Sprache ihres neuen Freundes Otto redeten, erkannte sie einen Retter gleich wie in ihm. Sie fühlte sich froh; sie empfand die tiefste Dankbarkeit dem hübschen und wie ihr schien nicht ganz gewöhnlichen Menschen gegenüber, dessen zarte Züge und Hände keine nahe Verwandtschaft mit dem Typus der meisten andern Gäste zeigten. Dort sah man bauerliche Breite des Gehabens und der Rede. Runde Köpfe auf kurzen Hälsen sassen wie festgerammt zwischen mächtigen Schultern, die beim Sprechen ganz unbeweglich blieben, während die Faust gelegentlich gewaltig auf den Wirtstisch hauen mochte. Bei Otto schien ihr ein ähnliches ungelinktes Wesen in jeder Bewegung der Geste und der Sprache sowohl beschleunigt als verfeinert. Sie sagte es ihm. Er lächelte: «Das ist das Welsche von meiner Mutter selig her. Gestern in der Nacht, da sah ich eine Aehnlichkeit zwischen ihr und Ihnen . . . Ich musste an die Mutter denken . . . Doch am Tag . . .»

«Am Tage gefalle ich Ihnen wohl nicht mehr?» Das musste eine solche Frau natürlich sagen, um daraufhin eine galante Verneinung zu erwarten. Das passte zum Lippenrot und zum lässigen Wurf der silbernen Fuchsboa, die den Hals umspielte, und zu der hauchdünnen, geblühten Bluse, die praktischere Damen wohl zu einem galanten Five

o'clock anziehen, nimmer aber auf eine Reise, und gar zu einer Flucht. Denn noch war es die Bluse von gestern. Zum Umziehen hatte es seit der Nacht noch keine Möglichkeit gegeben. Man sass noch immer obdachlos im Freien. Zu so viel freundlicher Idylle war eigentlich noch gar kein Anlass. Geld war die Frage. Die Gräfin selber schien gar nicht darüber nachzudenken. Dafür war ja nun Otto da.

Er grübelte gründlich über die Möglichkeiten irgendwelcher Geldgewinnung nach, um seinem hohen Schützling wenigstens für die nächsten zwei Tage ein vorläufiges Asyl zu schaffen. Wertvolles zum Verkaufen besass er nicht. Doch hoffte er, am Weekend-Samstag zwischen zwei und drei Uhr vielleicht noch seine Schwester zu Hause anzutreffen, die ihm, trotzdem sie auch am Monatsende stand, mit ein paar Franken helfen würde. Ganz sicher war das allerdings nicht.

Bekanntlich aber macht die Not erfinderisch. Es fiel ihm plötzlich ein: dass er auf dem Dachboden des Weidmannschen Hauses einmal ein altes Heiligenbuch gefunden hatte, so dick wie eine Kiste zwischen den holzhaften, von einem messingernen Schliessband zusammengehaltenen Deckeln: ein wahrer «Fremdkörper» im reformierten Klima der Weidmanns, der sich weiss Gott von irgendeinem wandernden Schlossergesellen her zur Urgrossvaterszeit unter das Gerümpel verloren hatte. Als «katholisches Züg» war es schon seiner ausschweifenden holzgeschnittenen Barock-Helgen wegen derart missachtet worden, dass man es nicht der Einreihung auf dem Buchregal des Geschirrschranks würdigte. Otto aber hatte das Werk einmal entdeckt und als altertümlichen Schmuck auf der Kommode in seiner Kammer placiert. Es war sein Fund; es gehörte nun sozusagen ihm; ob schon ihn sein Gewissen vor der Fortgabe zu einer diesbezüglichen Aussprache mit dem Grossvater aufforderte. Aber welches Gerede, welche Gefahr entstände daraus! Und die Liebe ist stärker als jedes Bedenken. Otto hoffte für das Altertum vielleicht so zehn bis fünfzehn Franken beim Antiquar herauszubekommen. Später einmal würde er die Hälfte des Erlösten der Grossmutter auf den Küchentisch legen. Aber heute musste es verkauft werden.

So kam er denn an jenem Tage ganz unerwartet heim, zur rechten Zeit, um Gertis katastrophalen Auszug mitzuerleben. Im Anblick ihrer aufgelösten Verfassung genierte er sich, sie um Geld anzufragen, zumal auch anzunehmen war, dass sie für

ihre Reisevorbereitung den letzten Rest ihres Juli-geltes dahingegeben hatte. Jedenfalls redete er nicht vom Gelde. Sagte um so weniger davon, als er sich auf dem Weg zur Trambahn bekanntlich nicht enthalten konnte, ihr von seiner Liebe zu einer richtigen Gräfin zu berichten, und diesen hohen Rang der Dame nicht gleich durch das Geständnis ihrer bodenlosen Armut so jäh entwürdigen wollte ... Ach, die arme Schöne sass schon wieder auf einer Bank am See und wartete auf das Schicksal. Die Bänke am Zürichsee, sie könnten neben manchem Lustspiel auch manch ein kleines Trauerspiel erzählen ... Nach dem Abschied von der Schwester lief Otto rasch in den Zeltweg zurück, um das alte Buch zu holen — so ungerne er's im Grunde weggab, weil's ein schönes Zierwerk war und ihn das Katholische darin durchaus nicht störte so wie die alten Zwinglianer. Bevor er es in Zeitungspapier gewickelt und verschnürt heimlich aus dem Hause tragen konnte, hatte er aber mit den durch Gertis Flucht im Tiefsten aufgewühlten Grosseltern noch schwierige Reden durchzufechten.

Aus einer instinktiven Diplomatie verteidigte er Gertis Aufbruch nicht mit aller Schärfe; und liess den Alten in dieser Sache so viel Recht als gerade nötig war, um nicht sich selber in einen unversöhnlichen Streit mit ihnen zu verhaspeln. Denn gerade jetzt galt höchste Vorsicht. Gerade jetzt musste eine für ihn besonders vertrauenswürdige und solide Stimmung geschaffen werden. Denn er hatte einen wunderschönen Einfall wirklich zu machen, auf den man die Alten harmlos und sehr freundlich vorbereiten musste. Sofort nach Gertis Weggang hatte er an ihr leeres Zimmer gedacht; ein nutzlos gewordener Raum, für den er eine höchst nützliche Verwendung wusste: nämlich für eine Mieterin, die unter keinen Umständen woanders als bei Weidmanns mieten durfte.

Zwei Tage bis zum ersten blieben ihm Zeit, die Alten und womöglich auch den Vater, falls er schon über Sonntag heimkam, zu bereden: dass man den Ausfall von Gertis Mietbeitrag beheben müsse: ein Vorschlag, der mit einem vagen Kopfnicken beantwortet wurde. Er, Otto würde im Geschäft und in der Kunstschule nach einem Mieter herumfragen. Er sagte «Mieter»; und nicht «Mieterin». Er würde schon einen Studenten oder halt eine Kunstschülerin oder so etwas ausfindig machen, die sogar mehr als Gertis zwanzig Franken mitbrächte. Den alten Weidmanns mochte es schon einleuchten, so ungerne sie ihr Haus mit

Fremden teilen mochten. Zimmer vermieten, das lag ihnen nicht. Man ist nicht mehr so ganz sein Herr im Haus. Aber die neuen Veränderungen brachten neue Nötigkeiten.

Vorläufig sass die künftige Mieterin der Weidmanns immer noch obdachlos am Zürichhorn und träumte in den See hinaus. Das vornehme Namensschildchen hatte sie vom kleinen Koffer entfernt. Die Krone passte wirklich wenig in die momentane Situation. Was wird der gute Junge, dieser Otto, ihr wohl schon auf die Dauer helfen können! der arme Teufel, der sich allem Anschein nach in sie verliebt hat, nun wie so viele schon . . . Ein reizender Junge. Zum Selbstverlieben gar nicht ungeeignet. Jedoch als Halt des Lebens und der Existenz zu jung, zu brav, zu ehrlich. Denn das Leben ist böse und hinterlistig. Otto aber war ein reiner Tor. Zum erstenmal bedachte sie, welchen Beruf er ausüben könnte. Die bescheidenen Kleider, das rote Taschentuch und der breite Hut erklärten wenig. Sie verwarf den «Angestellten» und den «Beamten» sofort. Eher hätte sie ihn für einen Techniker gehalten, für leichtere und handfertige Tätigkeit. Oder war er ein Lehrer, ein Künstler, ein Maler? So ein Schweizer ist halt recht schwer zu definieren für ein Berliner Auge.

Gegen halb vier erschien er an der Bank am See; lief mit einem leichten Hüpfen; lachte von weitem aus dem blassen Gesicht, über dessen Stirn eine dunkle Strähne fiel. Und überströmend vor Freude verkündete er ihr: er habe für den alten ‚Katholizismus‘ sage und schreibe fünfundvierzig Franken erhalten; und wenn das Werk nicht schon in mehreren Exemplaren in Schwyz und Luzern im Land vorhanden wäre, hätte er sogar hundert dafür bekommen. Jedenfalls bis zum Ersten, bis übermorgen also, sei mehr als reichlich gesorgt. Vorläufig bringe er Lisbeth in eine Pension am Seefeld; und womöglich — habe er auch bereits ein Dauerzimmer für sie. Zum ersten August! Dies sei zugleich der Tag der Bundesfeier, an dem die Frau Gräfin mit Musik und Freudenfeuern einziehen werde in ihr Schloss, das man zwar besser als eine alte Burg bezeichne. Diesmal sei es kein Stall; kein Magazin, und nicht nur ein Sofa; sondern bei aller Bescheidenheit schon etwas Besseres, und zwar sehr nahe bei ihm. Aber Näheres erkläre er ihr noch nicht, um seine eigene Hoffnung nicht zu überrumpeln und zu schrecken.

Und dann geschah es, dass nach drei Tagen herrlich verlebter Spaziergänge auf dem grünen

Zürichberg und den dunkelschattigen Uetliberg, nach einer Bootfahrt auf dem See, nach nächtlichen Schweige-Sitzungen auf den ‚Felsensteinen‘, wie Lisbeth die wasserumspülten Blöcke am Enge-Ufer nannte — ja es geschah, dass die kleine Gräfin nun am hellsten Tage vor aller Augen einzog in das verwunschene Gewinkel der Weidmannschen Mauern und Giebel; mit fremdem Glanz hineinglitt in das Dunstgebilde einer romantisch hingetraumten Welt. In Wirklichkeit blickte es aus dem poetischen Gemäuer misstrauisch auf die Fremde, die sich da ungehörig ausnahm bei ‚eusereis‘; beinahe noch störender als das Polenkind, dem man doch schliesslich überlegen war und «Mach de Galöri» kommandieren konnte. Aus Luken und aus Fenstern schauten die Rüeggs und die Zuberbühlers mit allen ihren Wäschermädchen auf die ‚Person‘, die da ‚ein Fräulein Lobeck aus Berlin‘ war, wie es sich unter den Weibern bald herumsprach.

«So so — Berlin?» überlegte der Buchbinder Rüegg. Es ging ihm gar nicht aus dem Kopfe, dies ‚Berlin‘. Denn es verband sich ihm zu einer Assoziation mit einem roten Zettelchen, das er vor ein paar Tagen in einer Ritze seines Freiluft-Kanapees gefunden hatte und das die aufsehererregende und wahrhaft denkwürdige Aufschrift ‚Berliner Strassenbahn‘ trug. «Woher kommt nur dieses Billett?» fragte er seine Frau.

«Nun, aus Berlin!» meinte diese mit hoher Logik».

«Und das Fräulein Lobeck da?»

«Auch aus Berlin.»

Und eine noch höhere Logik verband die beiden «Berliner» zu einer von Misstrauen und wollüstiger Neugier geschaffenen Synthese . . . vor einem duftigen Hintergrund aus Mondscheinstimmung mit dunkel huschenden Schattten. So dichtete der Rüegg und fand das Fräulein beinahe so romantisch wie das Polenkind.

Aber der Fuhrmann Koller, als er zum erstenmal des schönen Kindes im Gässchen gegen die Abenddämmerung hin ansichtig ward, stand still in seinem Rausch; sah der Erscheinung nach, bis sie zwischen den Barockpfeilern verschwunden war; schnupperte mit halb offenen und verdriesslichen Nüstern das süssliche Parfümgewölk, das hinter dem Phantom in der Luft stehen blieb, und sagte nur: «Es chaibe Büsi . . . das Mänsch da.» Mit dieser Feststellung erkannte er in seiner Art sowohl ganz allgemein die Bestie im Menschen, wie im besonderen die Katzenartung des aphro-

disischen Typus' unter den Weibern. Was wusste er, dass ihm eine Gräfin begegnet war! Und wenn er es gewusst hätte? Ja, Dreck! Das zieht bei ‚eusereis' nicht. Ihm war die ungebundene Traumwelt des Bücherlesers Rüeegg versagt. Er kannte selbst im Rausch nur Realitäten. «So es Schwabemänsch... so es Lumpetierli», murmelte er in seinen buschigen Bart, während er zum Stall ging, um seinem ehrlichen Alten Fritz das Abendessen in die Krippe zu schütten. Er kraulte dem bejahrten Tier ganz sanft mit seinen Klobenfingern hinter den Ohren. Denn «so es Ross isch besser als en Mänsch». Das war seine Ueberzeugung. Ein Ross stand für ihn seelisch höher als ein ‚Büsi' oder gar ‚so es Lumpetierli'.

Roman einer Gräfin

Merkwürdig mag zweierlei erscheinen. Erstens, dass Otto bei den Seinen nicht in Verdacht kam, mit dieser Lobeck in irgendeiner interessanten Beziehung zu stehen. Und zweitens mag für unsere allermodernsten Leser die noch viel kuriosere Tatsache wirken: dass weder Otto noch seine heimliche Gräfin einen erotisch gefärbten Verdacht auch nur von fern verdienten — wenigstens nicht im Anfang ihrer Zweisamkeit unter dem einen Dache. Zu der ersten Merkwürdigkeit wäre zu sagen, dass von der stolz verhaltenen Grossmutter bis zum Fuhrmann Koller herunter die Ansicht überwog: dass das «Büsi» zwar für den jungen Otto gewiss ein reizendes Fressen wäre; dass aber anderseits eine so teuer ausgestaffierte junge Dame mit Blaufuchs, Halbschleierchen und elegantesten Lederkoffern sich trotz aller möglichen Nöte so vieler hergelaufenen Ausländerinnen doch einen zahlungsfähigeren Liebhaber halten dürfte als den jungen Weidmann mit seinem kleinen Graveurarbeitelöhnchen. Also sprach die Menschenkennterschaft im steinernen Krähwinkel hinterm Zeltweg.

Was aber die zweite Merkwürdigkeit betraf, dass sich die beiden ausser einem Gutenachtkuss auf die Backen nichts Näheres erlaubten, ausser den guten Blicken, deren Güte weder nach Freundschaft noch nach Verliebtheit eindeutig definierbar war, so beruhte sie auf Ottos romantischer Empfindung vor dem «Mädchen aus der Fremde»: vor dem Schicksal, das an dem gräflichen Flüchtling haftete, und vor dem ungreifbaren Märchen, das in dem Abenteuer ihres Kennenlernens lag. So wuchs in ihm die Scheu: mit einer ungeschickten Rede oder gar Berührung den ganzen Zauber

plötzlich wegzuschrecken, zu verwehen, zu verlieren. Wenn ihn Lisbeth auch nur als guten Kameraden und Retter lieben und leiden mochte — wie es ja ihre Augen und ihr Händedruck, die guten Worte und der Kuss am ersten Abend voll bewiesen — so wollte er um Himmels und Seligkeit willen nicht auch nur diese schwesterliche Liebe und Gegenwart verlieren. Er besass mit ihr einen Schatz im Hause, der heimlich leuchtete und wundervolle Traumgeschichten ausstrahlte. Lisbeth erschien ihm unvergleichbar irgendeinem andern Menschenwesen. Mit Dutzenden von Mädchen aus deutscher und welscher Fremde hatte er schon im Grand Guignol geplaudert und charmiert. Aber es waren keine selbstgeretteten Gräfinnen und keine Märchenfeen in Seldwyla. Sie verstanden womöglich sogar Schweizerdeutsch; wackelten mit ihren Lederriementäschchen; flirteten mit jedem dritten Jüngling; und tranken Kirsch und Kaffee aus blosser Langeweile. Das war Alltag. Aber «Lisbeth, Gräfin Lobeck», das war ein ewiger Sonntag.

Otto gab ihr Geld, damit sie sich mit seinen Bekannten ins Café setzen konnte; oder er brachte ihr aus der Kunstgewerbe-Bibliothek ein Buch, das sie bei schönem Wetter auf dem Dolder oben auf einer Bank durchlesen mochte, bis sie sich abends nach seiner Werkzeit in irgendeiner kleinen Wirtschaft zum Abendessen trafen. Und da erzählten sie sich dann das kleine Epos ihres Tages. Viele Blicke von Männern trafen das schöne Geschöpf. Ach, ihr Anblick gehörte hier ihm nicht allein. Aber nachts beim Lesen im Bett — oh, er las viel, bis in die späte Nacht, so dass ihn die Grossmutter einmal mit einer unwirschen Geste zum Nebenhaus der schlampigen Rüeeggs hinüber zornig fragte: «Du willst wohl Buchbinder werden?» — ja beim Lesen in der schlafenden Stille des Steinernen Winkels, da kam ihm Lisbeth erst ganz nahe mit der Seele: sie, die da gerade unter seiner Kammer in Gertis Bett lag... und vielleicht auch ein bisschen an ihn dachte... so wie er's innig wünschte. Er hatte sich ein paar Bände von Gottfried Keller ausgeliehen, der Ottos zarter Liebe in anderen Bildern, aber doch im Gleichnis schönen Ausdruck gab. Und da las er nun unter anderen Geschichten altschweizerischer Liebeszageheit «Die arme Baronin» aus dem «Sinngedicht» und das Seldwylener Märchen von jenem elegischen polnischen Grafen, der schliesslich zum schlimmen und doch guten Ende nichts als ein armer Schneider war.

(Fortsetzung folgt)